

FRIGGA HAUG

Gleicher als Andere. Laudatio für Christoph Spehr

Lieber Christoph Spehr, liebe Mitglieder der Jury, liebe Andere
Der Luxemburg-Preis wurde zum ersten Mal vergeben als Auszeichnung für eine Arbeit, die die Frage diskutiert: *Unter welchen Bedingungen sind soziale Gleichheit und politische Freiheit vereinbar?*

Thema und Tag der Preisverleihung zeigen, dass die Namenswahl »Rosa-Luxemburg-Preis« nicht bloß äußeres Anhängsel ist. Es sei daher zunächst auch hier und in diesem Kontext an Rosa Luxemburg erinnert, die ihr Leben gab für den Kampf um Freiheit und Gleichheit. Hätte man also nicht einfach zur Beantwortung der Frage Luxemburg studieren können? Tatsächlich hat dies keiner der Bewerber wirklich versucht. Es ist allerdings auch nicht ganz leicht, da sie kaum systematische Abhandlungen und schon gar nicht zu dieser Thematik geschrieben hat. Man muss sich also durch eine Vielzahl von kleinen politischen Artikeln, Reden, Anmerkungen durcharbeiten, um herauszufinden, wie sie es mit diesen Perspektivbegriffen hielt, wie die Forderung nach Freiheit und Gleichheit ihre Politik bestimmte. Was man auf jeden Fall als Leitlinie finden kann, ist, dass diese hehren Ziele für sie nicht einfach Abstrakta waren, erreichbar in später Ferne und auf dem Weg dorthin derweil Zwang und Ungleichheit in Kauf genommen werden müssten, auch nicht, dass sie hier und heute ausgerufen und verwirklicht werden könnten, unabhängig von den gesellschaftlichen Verhältnissen, sondern dass beides gleichermaßen gilt, die Kämpfe auf diese Ziele zu orientieren und zugleich alltägliche Politik danach auszurichten. Es ginge also im Sinne von Rosa Luxemburg nicht um eine Alternative von Weg oder Ziel, sondern immer um beides, um Handlungsfähigkeit in einer Reformpolitik zu einem revolutionären Ziel. Dies gibt ihrer politischen Haltung eine schwer beschreibbare Dimension von Menschlichkeit, ohne dabei auf gedankliche Schärfe und Radikalität zu verzichten. Insofern ist die Preisfrage selbst im Luxemburgischen Sinn eine Herausforderung für politische Bildung, historisch, kritisch, aktuell. Daher sei ein kurzer Abstecher erlaubt zu einer anderen Bildungsinstanz: der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

Im Juni 1998 berichtete die FAZ von einer durch eine Computerfirma einberufenen neuen Tagungsreihe »Erziehung für das 21. Jahrhundert«. All die bekannten Erziehungsziele aus den ideologischen Kämpfen um die Pädagogik der letzten Jahrzehnte tauchen wieder auf: Es geht um die Ideale der Aufklärung, um Erziehung zur Mündigkeit und Selbstverantwortung, um »Lebenskompetenz«, um, wie der Bundespräsident zur Eröffnung versichert, »unsere Kinder für



Frigga Haug – Jg. 1937, Prof. Dr., Hochschule für Wirtschaft und Politik Hamburg, Mitherausgeberin der Zeitschrift »Das Argument«, Redakteurin des »Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus« sowie des »Forum Kritische Psychologie«; Forschungsschwerpunkte: Frauensozialisation und -politik, Arbeit.
Foto: Tilo Gräser

Laudatio zur Verleihung des Rosa-Luxemburg-Preises an Christoph Spehr für seine Arbeit »Gleicher als Andere«.

die Freiheit im Informationszeitalter zu erziehen«. Die überraschende Verklammerung von Erziehung und Freiheit verdient es, dass die Ausführungen der Demoskopin Noelle-Neumann in diesem Kontext festgehalten werden. Sie beklagt, dass seit der Vereinigung der beiden Deutschland die Wertschätzung von Freiheit gesunken sei und – überraschend in diesem Kontext – die Deutschen mehrheitlich starke Menschen als böse begriffen, welche umgekehrt für die Engländer gut seien: »Wohl deshalb wollen die Deutschen nicht einsehen, dass mehr Freiheit zu weniger Gleichheit führt, und deshalb verehren sie auch die falsche Freiheit: fünfzig Prozent das Freisein von materiellen Sorgen, achtzehn Prozent die Möglichkeit zu tun, was man will. Nicht einmal jeder Dritte versteht Freiheit als Selbstverantwortung.«

Nach diesem neoliberalen Aufruf zur Selbstverantwortung und Preisgabe antiquierter Gleichheitsvorstellungen habe ich, bevor ich den fast einen halben Meter hohen Berg an eingesandten Manuskripten zu lesen begann, versucht, mir die Frage selbst anzumessen, um von den Einsendern nicht mehr zu verlangen als ich selbst hätte geben können und entdeckte auch in mir einen spontanen Impuls, die beiden Ziele zu entkoppeln, also entweder mit Freiheit oder mit Gleichheit und ihren Bedingungen sich auseinanderzusetzen. Kurz, es war schwierig für mich, das eine nicht für das andere opfern zu wollen. Gewarnt aus weiteren Studien aus neoliberaler Globalisierung, dass der Rekurs auf Selbstverantwortung zwar die Individuen wirklich »freisetzt«, dass diese Freiheit unter sonst verschärften Bedingungen des Existenzkampfes nur von sehr wenigen Jungen und Starken genutzt werden kann und sich daher in direktem Gegensatz zu Gleichheit entfaltet, suchte ich bei anderen Lehrern Beratung. Bei Brecht endlich entdeckte ich den Satz »Freiheit und Gerechtigkeit sind Produktionsfragen« (Meti), den ich nicht sogleich in seiner Tragweite entschlüsseln konnte, der mich aber in gespannte Unruhe versetzte, die es erlaubte, mich den vielen Texten der Bewerberinnen und Bewerber zu widmen.

Obwohl es alle verdient hätten, Erwähnung und Diskussion zu finden, wende ich mich endlich der Arbeit von Christoph Spehr zu, bei deren Lektüre sich schon nach wenigen Sätzen ein Gefühl gelöster Heiterkeit einstellte. Dies nicht, weil der Text voller Scherze steckte, sondern weil er für mich einen Raum eröffnete, in dem sich gut leben, denken, atmen ließ, und in den ich ohne Mühe immer wieder zurückkehrte – schließlich ist auch dieser Text 85 enggedruckte Seiten lang.

Er beginnt mit einer zunächst harmlosen Kindergeschichte aus dem Kindermagazin *Hoppla* des Weltbild Verlags, die sogleich auseinandergenommen wird als exemplarisch für eine Erziehung zur Subalternität. Der so gewonnene Standpunkt wird ausgedehnt auf Fragen »unserer« Demokratie, zurückgeholt in die Fragestellung des Preisausschreibens, wie sie durch Rousseau formuliert auftaucht, diese wiederum in ihrer Doppelbödigkeit entziffert und aufbereitet zum Umgang mit der Hauptthese, die Christoph Spehr im Laufe des Textes durchdekliniert und schon auf Seite 10 vorwegnehmend formuliert: *Freiheit und Gleichheit fallen zusammen in der Idee der Freien Kooperation.*

Der Gedanke wird weitergetrieben zum Problem, dass Freiheit und Gleichheit nicht einfach erreichbare oder gar erreichte Ziele sind, sondern eine stets zu erstreitende Perspektive. Es gibt kein: Es ist vollbracht. Linke, emanzipative Politik sorgt für den Rahmen, in dem immer weiter um Gleichheit und Freiheit gerungen wird und zwar von Kollektiven.

Auch in den Formulierungen ist Christoph Spehr meist mit Genuss zu lesen, so etwa im Resümee aus den einleitenden Zurechtlegungen: *Das Selbstbewusstsein einer zukünftigen linken Politik wird sich nicht daraus speisen, ›die Probleme gelöst‹ und ›Freiheit und Gleichheit durchgesetzt‹ zu haben, weil dies nie ein für allemal der Fall sein kann. Es wird sich darauf stützen, freier und gleicher zu sein als andere und auf allen Ebenen dafür zu wirken. Und es wird sich darauf stützen, sich nicht zu verneigen – nicht vor angeblichen Errungenschaften, nicht vor angeblichen Notwendigkeiten, und nicht vor der aktuellen Tageswährung von Freiheit und Gleichheit, wie sie an den Börsen herrschaftlicher Selbstdarstellung gerade gehandelt wird.*« (S. 12) Damit werden Freiheit und Gleichheit keine Besitzstände, die unter bestimmten Bedingungen realisiert sind oder sein könnten, sondern eine dauernde Aufgabe linker Politik – eine Lösung, beziehungsweise ein Vorschlag, der zugleich einen praktischen Maßstab für die Unterscheidung rechter von linker Politik angibt, also auch nicht erst in ferner Zukunft, sondern unmittelbar hier und heute politisches Handeln erlaubt und bestimmt – wie dies im Sinne von Rosa Luxemburg geschehen sollte.

Das Faszinierende und Befreiende an dieser Arbeit ist, dass Christoph Spehr außerordentlich souverän mit eigenen und überlieferten Gedanken und vorgefundenen Phänomenen umgeht, ohne sich an irgendeiner Stelle durch die vielen möglichen Versuchungen, sich moralisch oder einfach parteilich auf die eine oder andere Seite zu schlagen, verführen zu lassen. Nach den beständigen Verdummungsanstrengungen unserer Medien und den schwierigen Versuchen, im Alltagsverstand einiges vom Schutt wieder abzutragen, ist das Lesegefühl bei dieser Abhandlung eines des Genusses, wie wenn man endlich auf dem Berg angekommen ist und freie Luft zum Atmen gewonnen hat, dies obwohl man in vielen Punkten eine andere Auffassung haben kann und wird. Kurz: Der Text macht Lust zu streiten. Das Gefühl auch von Leichtigkeit und Unbestechlichkeit ist dabei nicht erkaufte durch eine Abgehobenheit, wie sie das Jonglieren mit so aufgeladenen Begriffen wie Freiheit und Gleichheit und deren Behandlung in der Theoriegeschichte möglich macht, im Gegenteil stürzt sich Christoph Spehr geradezu mit Tollkühnheit in Probleme aktueller Politik, in Arbeits- und Lebensweise.

Ich muss gestehen, dass mich nach den ersten 12 Seiten zugleich mit der Freude an den Gedankengängen ein Gefühl von Trauer beschlich. Ich hatte nämlich den Eindruck, als ob ein so leichthin mit dem Florett gefochtener Umgang mit Rousseau und dem Contrat social, wie er beiläufig eingeflochten wird, hinüberspringt zu Camus, um sich dann wieder unserer heutigen Gesellschaftsordnung zuzuwenden, trotz der anfänglichen pädagogischen Erzählung durchaus auch etwas selbstbewusst Arrogantes hat und in dieser Weise nach meiner Erfahrung nur von einem Manne geschrieben sein konnte,

während ich es auch als meine Aufgabe betrachte, besonders sorgfältig die Beiträge der Frauen zu begutachten, ihnen zur Anerkennung zu verhelfen. Was wäre denn gewonnen, wenn die mühsam in die Entscheidungsgremien geholten Frauen jetzt wiederum daran gingen, wie eh und je das Denken und die Äußerungen von Männern zu loben, weil sie klassische Bildung elegant vorweisen können?

Dabei wollte ich natürlich nicht selbst ungerecht sein, so blieb eine gewisse Traurigkeit, die aber sogleich verflog und statt dessen einem ganz anderen Unbehagen Platz gab, als ich zum ersten Teil und dem dort durchdeklinierten Beispiel kam, dem Putzfrauen-Dilemma. Aus vielen Diskussionen kannte ich den moralischen Vorwurf, dass es Frauen gebe, die ihre Emanzipation auf Kosten von anderen Frauen, die sie sich als Dienstboten halten, realisieren. Schuldbewusst registrierte ich, dass ich als reisende Professorin in dieser Weise sündig wurde und mir also selbst den Boden entzog, auf dem ich für Frauenbefreiung stritt und machte so theoretisch und gefühlsmäßig die im Vorwurf gemachte Unterstellung mit, dass sich beim Putzen helfen zu lassen, eine der wesentlichen Ausbeutungen in unseren Gesellschaften sei, besonders dann, wenn Frauen sich derart verhalten, statt wie gewohnt, ihren Männern den Rücken freizuhalten vor solcher Zumutung. Aber die Ebene der moralischen Denunziation ist keineswegs diejenige, die Christoph Spehr wählt. Er nimmt diese erregt behandelte Frage nicht einfach opportunistisch auf, um sich sodann selbstgefällig auf die Seite einer putzfraulosen Frau oder eines ebensolchen Mannes zu schlagen. Das Beispiel dient im Gegenteil dazu, paradigmatisch eine Grundstruktur kapitalistischer Ökonomie, wie sie auf Lebensweisen durchschlagen muss, offenzulegen, kurz zusammengezogen im Satz: *»Du musst weniger kosten als ich.«* (S. 13) Die Frage der Putzfrau lässt sich natürlich entziffern als Kooperationsfrage. Dass dies in solchen Beispielen gesellschaftlich nicht so wahrgenommen wird (die Putzfrauen in der Universität etwa als Kooperationspartnerinnen der Professoren), macht die Argumentation zugleich durchschlagender und riskanter. Oder anders, indem Christoph Spehr durchweg aktuelle Beispiele aus dem Lebens- und Argumentationszusammenhang von Frauen nimmt und dabei auf hohem Niveau unbestechlich – nicht jammernnd, nicht redundant, nicht beleidigt und subaltern – argumentiert, gelingt es, exemplarisch die Frage der Geschlechterverhältnisse als Paradigma für die Erkenntnis von Gesellschaft und für die Formulierung von Politik zu nutzen.

Aus dieser Diskussion lässt sich zugleich ebenso exemplarisch lernen, wie wir der eingangs erwähnten neoliberalen Falle, gesellschaftliche Probleme und Strukturen in die Selbstverantwortung der einzelnen zu legen, ohne ihnen zugleich die Gestaltung der Gesellschaft zu überantworten, begegnen können. Und zwar nicht, wie dies lange in linker Politik üblich war, indem wir einfach den Alltag zugunsten der Analyse der Gesellschaft im Großen weglassen, sondern indem wir uns einen Einblick in den Zusammenhang erarbeiten, indem wir studieren, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse durch die einzelnen hindurchgehen, wie sie also Gesellschaft leben.

Seit Jahrzehnten ringe ich darum, feministische Positionen in den Marxismus zu bringen und kämpfe dabei gleichzeitig mit der Unzulänglichkeit feministischer Theoriebildung und der Borniertheit

altgedienter marxistischer Männlichkeit. In all dieser Zeit habe ich noch keinen derart souveränen Umgang mit der theoretischen Bearbeitung alltäglicher Probleme weiblichen und also auch allgemeinen Lebenszusammenhangs gelesen. Und so war ich inzwischen auch zunehmend überzeugt, dass der Text eine weibliche Autorin haben müsste, die ich mir schon als Verstärkung für marxistisch-feministische Arbeit vorstellte. Es schien mir zwar möglich, dass männliche Autoren, wiewohl sie dies recht selten tun, feministische Theorien aufnehmen und bearbeiten, aber dass jemand seine alltäglichen Beispiele aus Küche und Kinderzimmer, aus Haushalt und Reproduktion wählt, schien mir männlicher Selbstachtung zu widerstreiten und daher unmöglich. Das einzige, das mich irritierte, war, dass ich eine so scharfsinnige Autorin, die so produktiv einen aktuellen politisch-philosophischen Text schreiben kann, bislang nicht längst kennengelernt hatte. Ich beschloss, dass dies sofort nachzuholen sei und schmiedete schon Pläne, diese Autorin für das nächste Heft der Frauenredaktion unserer Zeitschrift *Argument* zu gewinnen.

Die feministische science-fiction Autorin Ursula K. LeGuin schrieb: *In der Literatur wie im sogenannten wirklichen Leben sind Frauen, Kinder und Tiere nur ein obskures Gewusel, über das sich phallogisch die Zivilisation erhebt. Dass sie das andere sind, ist in der Sprache begründet, der Vatersprache. Solange das Spiel Mann versus Natur heißt, ist es kein Wunder, dass die Mannschaft all diese Nicht-Männer abschiebt, die die Regeln nicht lernen wollen und statt dessen quietschend und bellend und schnatternd ums Spielfeld toben.* (Aus: Stimmen schreien in der Wildnis)

Das Eingeständnis, dass dem so ist und der Zorn, den dies hervorruft, hindert jedoch nicht, dass man in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Beispielen aus dem Frauenalltag müdes Gähnen oder mitleidiges Schulterklopfen erntet. Irgendwie wartet jeder ab, bis man sich ernsthafteren Fragen zuwendet. Es gilt also auch hier, auf zwei Fronten zu arbeiten: Die Beispiele dennoch bringen, aber dies auf eine Weise, dass sie sich eben nicht wie Gequietsche und Gebell anhören, sondern den Ton des exemplarisch Wichtigen, des Lehrstücks erhalten. Dies ist nach meinem Dafürhalten die besondere Leistung des vorliegenden Textes. Er scheint mir selbst da gelungen, wo über Kindergärten und Kinderabholen usw. gesprochen wird, weil auch niemals auf der Ebene lange ausgeruht und die Beispiele breitgeredet, sondern sie immer sogleich ins allgemeine gezogen werden, so dass das Symptomatische erkennbar ist. Man kann daraus lernen, dass es möglich und empfehlenswert ist, die Alltagsphänomene auf die Ebene scharfer politischer herrschaftskritischer allgemeiner Kritik zu bringen und gesamtgesellschaftlich und also auch für alle politische Lehren zu ziehen. (Das heißt nicht unbedingt, dass alle Punkte und Argumente allseits Zustimmung finden müssen oder können; aber es heißt, dass alle auf jeden Fall mit Gewinn zu diskutieren sind.) Gewissermaßen ein Nebenprodukt der Argumentations- und Herangehensweise ist die Tatsache, dass solcherart ausnahmsweise auch feministische Autorinnen in die Literaturliste gelangen und so in den Rang allgemein interessierender politischer Texte gehoben werden, auch nicht eben ein Umstand, der schon allgemein wäre.

Anschaulich wird das Verfahren, aus Alltagsbeispielen zu Gesellschaftskritik vorzustoßen, auch in den an das Putzfrauen-Dilemma anschließenden Ausführungen über Herrschaft (S. 15ff.). In jedem Fall wird die eigene Person und ihre Denkweise mit zur Verfügung gestellt, es wird also selbstreflexiv argumentiert; das macht sprunghafte Lernerlebnisse geradezu einfach. Dabei nutzt Christoph Spehr zugleich jede Argumentationsebene für weitere Problematisierungen und Lernerfahrungen – so etwa im Zusammenhang von Herrschaft die unterschiedlichen Herangehensweisen und »Urbilder« der verschiedenen sozialen Bewegungen als neue Notwendigkeit, Herrschaftstheorie weiterzuentwickeln. Als Paradigma dient der Film *Matrix*, den er charakterisiert als die »*Inszenerung des Sozialen, aus der die Idee der freien Kooperation vollständig ausgetrieben ist*«.

Auch in diesem Teil über Herrschaft schreibt Christoph Spehr in knappen, auf das Wesentliche zusammengezogenen Lehrsätzen, ohne dass dabei auf Erfahrung, auf inhaltliche Füllung verzichtet wird und ohne dass bloß banale Allgemeinplätze vorkommen.

Natürlich ist es hier nicht passend, im Sinne eines Gutachtens wie es bei einer Dissertation nötig wäre, vorzugehen und gewissermaßen Passage um Passage den Leseerfolg herauszusezieren. Daher beschränke ich mich auf eine cursorische Betrachtung der weiteren Teile der Arbeit. Auffällig bleibt in der Darstellung eine gewisse – vielleicht kann man sagen – unbestechliche Schreibweise. Nüchtern und sehr klar werden jeweils die Substanzen – hier von Kapitalismus und Sozialismus – herausgeschält, dargeboten und weder einfach verdammt noch beruhigt hochgelobt, sondern in ihrer Reichweite skizziert und dem nachdenkenden Urteil zur Verfügung gestellt. Auch diese Weise des argumentierenden Umgangs hat etwas durchweg Befreiendes für das Denken. Die Methode der Darstellung wird vervollständigt durch provozierende Fragen.

Wiewohl der Text zwischen erfahrungsbezogenen Stücken und theoretischer Reflexion hin- und hergeht, entbehrt er nicht eines stets wieder aufgenommenen und auf höherer Stufe behandelten roten Fadens, der schließlich auch in die brennende Frage nach revolutionärer Realpolitik, nach dem Verhältnis von überschießender Perspektive und pragmatischer Reformpolitik mündet. Der Vorschlag:

»Freie Kooperation ... braucht keine tabula rasa von Neuordnung, sondern kann ansetzen an einer konkreten, hochgradig ausdifferenzierten Gesellschaft mit vorhandenen Institutionen, überkommenen Strukturen politischer Machtorganisation und aktuell wirksamen Regelsystemen. Sie entgeht nicht den notwendigen Spannungen zwischen Utopie und konkreter Politik, zwischen den vielfältigen Formen von »Expertentum«, das zu beweisen versucht, wieso es nicht anders geht, und dem Veränderungsanspruch einer allgemeineren Bewegung, die aus etwas abstrakterer Entfernung überzeugt ist, dass es ganz einfach geht. Auch hier gibt es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Streit um parlamentarische Realpolitik oder ökonomische Rahmensteuerung, und dem Streit, ob man eine konkrete Beziehung verlassen »muss«, welche »Sachzwänge« ein selbstorganisiertes Projekt in Rechnung stellt oder nicht usw. Das Problem ist nicht die Spannung; ein Problem ist es, wenn sie zusammenbricht ... Der Beitrag einer utopischen Methode dazu, die Spannung

aufrechtzuerhalten und auszuhalten, besteht darin, nicht Effizienzdenken und Patentrezepte aufeinanderprallen zu lassen, sondern in (bestimmten) Kriterien zu denken und zu verhandeln.« (S. 42)

Um diese Kriterien geht es im dritten Teil der Arbeit, in denen die Grammatik von »fünf Politiken« vorgestellt wird, nach denen die Grundlegung der freien Kooperation artikuliert werden soll und die als »Grammatik einer in Entstehung begriffenen zeitgenössischen Sprache der Befreiung« (S. 42) bezeichnet wird. Diese sind: die Abwicklung von Herrschaftsinstrumenten, die Politik der Beziehungen, die Entfaltung sozialer Fähigkeiten, praktische Demokratiekritik und Organisierung. Sie beziehen sich gleichermaßen auf die Subjekte als auch auf die gesellschaftlichen Strukturen, in denen sie leben. Christoph Spehr wird jetzt anders konkret: »Man kann die Politik der freien Kooperation als Antwort auf die Frage lesen: ›Was heißt antikapitalistische Politik heute?‹ oder ›Was ist radikaler Reformismus?‹ Man kann sie genauso lesen als Antwort auf die Frage ›Is there a collective story?‹ ... als vereinbarte Arbeitsgrundlage einer übergreifenden emanzipativen Bewegung.« (S. 43)

Die Kriterien werden überraschend und recht selbstsicher formuliert. Da mischen sich unter bekannte Artikulationen, aktuelle Beispiele und es werden Zusammenhänge hergestellt, die zunächst verblüffen. So unter dem Postulat »Abwicklung von Herrschaftsinstrumenten – Machtfragen stellen« nicht einfach die alte Vorstellung vom Abbau des Staates, sondern der Vorschlag, dahin zu wirken, dass Kooperationsleistung weniger leicht erzwungen werden kann; dies wird exemplarisch durchdekliniert in der nächsten Forderung »Intervention verhindern«, ein Abschnitt, der erwartungsgemäß von der NATO handelt, deren Praxen aber in eine Reihe bringt mit Asylfragen, Männergewalt gegen Frauen und dabei bewaffnete antikoloniale Befreiungskriege abheben kann, nicht, weil sie nicht gewalttätig sind, sondern weil sie Vorbedingung sind für eine freiere Kooperation. Die Sprünge vom Alltag zu Weltpolitik und zurück landen beim »Abbau von Verfügbarkeit«, ein Kriterium, das Marx und Engels in Zusammenhang mit Arbeitskraft und Klassen brachten (Deutsche Ideologie). Auch Christoph Spehr beginnt mit dem klassischen Beispiel des Mehrwerts und entziffert die Frage nach der Effizienz von Kooperation statt nach ihrer Gleichheit als Grundübel, dem es entgegenzuarbeiten gilt. Er versucht dies durch eine Skizze eines alternativen belegschaftsgeführten Betriebsmodells, die in eine Reihe von diskutierbaren politischen Vorschlägen auch für Drittweltländer mündet. Es wird also in den weiteren Passagen versucht, bis in Details fünf praktische Politiken für heute zu konzipieren. Freie Kooperation wird weiter zum Maßstab von Politik in aktuellen Diskussionen und Bereichen gemacht und durchdekliniert in der Frage der »Entprivilegierung der formalen Arbeit«, denn »die Privilegien der formalen Arbeit sichern die Verfügung über alle andere Arbeit und alle anderen Arbeitenden, die wahlweise als ›informelle Arbeit‹, ›Reproduktionsarbeit‹, ›soziales Kapital‹, ›einfache Arbeit‹, ›unqualifizierte Beschäftigung‹ bezeichnet oder überhaupt nicht gesehen wird, weil sie zum Beispiel als illegalisierte Arbeit oder als Billigarbeit in anderen Ländern an den Rand der gesellschaftlichen Wahrnehmung gedrängt ist« (S. 49). Und der Abwicklung von Herr-

schaftsinstrumenten begegnen wir schließlich noch bei der »Aneignung von Räumen und Zusammenhängen« und der »Direkten Überlebenssicherung«, zu der auch Spaß und Genuss zählen.

Ich werde Sie jetzt nicht durch die fünf Politiken führen. Nur soviel: Es sind diese konkreten Übersetzungen in politisches Alltagshandeln auch anstrengend zu lesen, gerade wegen der Vorgehensweise von Christoph Spehr, zwischen den Ebenen und Beispielen hin- und herzuspringen. Aber diese Anstrengung wird unmittelbar belohnt: nicht, weil man jetzt den Stein der Weisen gefunden hat, nicht weil die Vorschläge allesamt nur umgesetzt werden müssten, sondern weil sie kreatives produktives Denken freisetzen. Man wird zum Widerspruch angeregt, man möchte sich einschalten, auf diesen Ebenen, auf denen man alltäglich lebt oder in denen man lange schon gedacht hat, mitdiskutieren. Kurz es wird politische Phantasie freigesetzt.

Daher eignen sich diese Abschnitte für politische Seminare besser als jedes Handbuch. Jeder Begriff steigt in die Niederung alltäglicher Beispiele, schwingt sich auf die Höhen allgemeiner theoretischer Diskussion, wird Politikvorschlag.

Die Arbeit endet fast biblisch mit einer Reihe von wie Geboten formulierten Verhaltens- und Haltungsvorschlägen, nur dass sie alle von der Respektlosigkeit handeln und auf Veränderung zielen.

Ich lese zum Abschluss ein Stück aus diesem Teil zur Ermutigung, zum Protest, zur Verdeutlichung von Christoph Spehr und einer zugleich alten und neuen Weise, sich politisch zu artikulieren:

»Ihr wart lange genug Figuren in einem Uhrwerk, das ihr nicht gebaut habt. Hört auf damit.

Ihr lebt in einer Welt, in der es keinen erhöhten Punkt gibt, von dem aus man besser sehen könnte als durch eure Augen. Ihr seid die einzigen: es wird niemand anders kommen, der für euch sorgt. Ihr seid so gut wie jeder andere, also könnt ihr so gut wie jeder andere Einfluss auf die Regeln nehmen. Hört auf, euch auf das zu verlassen, was euch weder frei noch gleich machen wird. Seid unzufrieden mit euch. Verliert den Respekt.

Nehmt euch die Regeln vor.

Rüstet ab: euch und andere. Verhandelt: respektiert euch und alle anderen als Menschen, die verhandeln. Lernt das, was notwendig ist, um Vorschläge zu machen. Begreift, dass ihr Privilegien habt und akzeptiert, dass es notwendige Kompensationen gibt. Organisiert euch. Wo immer ihr geht und steht und was immer es heißt: organisiert euch. ... Ordnet alle eure Beziehungen – alle privaten, politischen, gesellschaftlichen, die zu Einzelnen, zu Gruppen, zum Ganzen – nach dem Bild von Beziehungen zwischen Menschen, die sich als frei und gleich betrachten. Menschen, die gehen können, die verhandeln, die sich weigern, aufkündigen, zurückziehen, einschränken, Bedingungen stellen.« (S. 74)

Ich danke der Rosa-Luxemburg-Stiftung, dass sie diese Frage stellte, dass ich in der Jury sein durfte, dass der Preis an jemanden vergeben wird, den vieles mit uns Älteren und unserer Weise, Politik zu machen, verbindet, an dem vieles für uns ungewöhnlich und widerständig ist, und hoffe, dass es ihm auch durch diese Ehrung weiter gelingt, politisch wirksam zu sein.